

Nr. 273. Bromberg, den 27. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das setzt Hiebe, verflixt nochmal! Da läuft es wie ein brausendes Signal durch das Land: An der Katzbach hat der Marschall Blücher die Franzosen geschlagen! Kaum eine Woche, nachdem eine ihrer Armeen bei Großbeeren die große Schlappe hat hinnehmen müssen. Blücher, der Feuerkopf, hat dreingeschlagen wie ein Erzengel Gottes mit dem feurigen Schwert. Er selber soll mitten im dicksten Handgemenge gewesen sein. Vivat! geht ein Schrei durch Preußen. Fahnen flattern in Städten und Dörfern, Freudenfeuer brennen in den Nächten auf den märkischen Hügeln. Und gleich danach haut der General Kleist bei Kulm und Nollendorf zu, daß den Rothosen die Sterne am Tage vor den Augen tanzen, und bei Dennewitz macht es ihnen wieder der Marschall Bülow klar, daß sie in der Mark nichts mehr zu suchen haben. Es ist ein förmlicher Feuerregen, in den die Eindringlinge genommen werden, und nun lernen sie wirklich das Laufen.

Die Schwingen des preußischen Adlers rauschen. Und wo seine Krallen niederschlagen, da gibt es reißende Wunden.

Des Nachts hallen die Landstraßen wider von den stampfenden Schritten der Verfolgten und der Verfolger. Geschütze poltern ratternd. Bagagewagen rollen eilfertig hinterher. Manchmal finden Dorfbewohner am Morgen verendete Pferde am Straßengraben, zerbrochene Lafetten, weggeworfene Waffen, rote Käppis, Verwundete und Gefallene. Alles Reste eines nächtlichen Nachhutgefechtes.

Die Kriegswalze stampft aus Preußen hinaus — rollt hinüber nach Sachsen, gen Leipzig zu, und über die Landstraßen dröhnt der Tritt marschierender Kolonnen und das Klirren der Pferdehufe und der Gesang aus staubheiseren Soldatenkehlen. Immer wieder das Lied, das eine Lied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte —"

Ein brausender Siegesgesang der nachdrängenden Preußen

Auch der Leutnant Müller ist mit dabei. Oho, wie er dabei ist! Da sitzt er auf seinem Schimmel, der so weiß leuchtet mit seinem seidigen Fell, als wäre er ein Nachkömmling des kriegerischen Schimmels, den einst der Große Kurfürst bei Fehrbellin geritten hat, und hat eine blutbefleckte Binde um die Stirn Denn eine tüchtige Schmarre hat es bei Dennewitz gegeben, und wenn Manfred nicht im letzten Augenblick noch beiseite gesprungen wäre, so wäre die Schmarre wohl einige Zoll tiefer gegangen und hätte für eine Himmelfahrt genügt. Er ist wirklich ein guter Aufpasser, der Manfred.

Und nun wirft er stolz den Kopf und bläht die Nüstern und spitzt die Ohren, wenn ein Trompetensignal tönt, und der Leutnant Müller sitzt aufrecht und strahlend im Sattel, denkt kaum noch an die blutige Binde über der Stirn und blickt über das Land, die abgemähten Felder und die Wiesen, die schon mählich einen gelblichen Schimmer kriegen, und denkt frohgemut: Gen Frankreich geht's! Leb wohl, Annemarie, lebt wohl, märkische Felder und Wiesen und blauer Himmel und tropfende Brunnen. Krieg ist! Vivat, Krieg ist! Die Freiheit bricht auf! —

*

Der warme, blaue Himmel ist ausgelöscht über dem kleinen Dorf. Kühl und grau wölbt er sich über den leeren Äckern und die Luft ist nicht mehr voll Klingklang und Gloria und Lerchenjubel und Finkenschlag, sie ist diesig und ungemütlich geworden.

Herbst ist da. Die Chausseebäume sehen rot und gelb und braun aus, und dann fallen diese roten und gelben und braunen Blätter täglich immer mehr ab, tanzen durch den Wind und legen sich in die Straßengräben. Da mögen sie nun bis zum nächsten Frühling ruhn als guter Kompost. Dann wird das Unkraut um so saftiger sprießen. Auch der schöne Garten im Repkowhof sieht eine Zeitlang noch zauberhaft bunt aus in der Farbigkeit seiner herbstlichen Töne. Der Hund Nero springt und bellt und rennt nach jedem taumelnden Blatt, das der Wind über den Hof fegt, und ist nachher enttäuscht, wenn er nichts weiter als — ein Blatt im Maul hält.

Ach ja, es ist nicht viel los mit dem Herbst, lieber Nero!

Und wenn erst alle Bäume kahl dastehen, wie gerupft, dann schon lange nicht. Dann kann man mitunter das heulende Elend kriegen, jawohl, lieber Nero. Es ist nichts mit den Herbststürmen, die des Abends so greulich um das Haus fliegen, daß es in den Schornsteinen saust und braust, als reite der wilde Jäger durch die Luft. Es ist auch nichts mit den ewigen Nebeln über den feuchten Wiesen, nicht wahr, auf denen man im Dreck versinkt, wenn man noch eine Hasenspur erwischt hat. Und es ist nicht mehr warm und auch nicht richtig kalt in den Zimmern, es ist nur entsetzlich ungemütlich und kühl.

Und es ist auch nicht mehr schön am Brunnen vor dem steinernen, halbzerbrochenen Tore, wiewohl die Annemarie immer noch gern hingeht, weil es wenigstens nicht so weit ist. Aber da sind ein paar Blätter an der Linde, die wohl den ganzen Winter über noch hängen bleiben. Knallrot und goldgelb, so ein bißchen versteckt im breiten Astgewirr, daß der Herbstwind sie nicht so leicht abzureißen vermag.

Um dieser paar bunten Blätter willen ist es, daß Annemarie immer noch hingeht und ein bißchen ins Träumen kommt, wenn eine kühle Sonne mal auf eine Stunde etwas Wärme vortäuscht.

Hier liest sie dann auch den zweiten Brief, den ein Handelsmann einmal für sie abgegeben hat. Der ist aus Sachsen gekommen, mit Stoffen, Seidentüchern und allerhand Trödlerkram. Auf einem knarrenden Wäglein ist er ins Dorf gefahren, mit einem Gaul davor, dem man alle Rippen im Leibe zählen konnte.

Natürlich hat er allerlei zu erzählen gewußt, die Hälfte und noch mehr davon wird allerdings Schwindel gewesen sein. Aber was macht das schon, das Gesinde will immer etwas Neues vom Krieg hören.

Dafür ist er denn auch allerlei losgeworden. Die Mägde kaufen ja immer etwas und fallen dabei immer rein, ob es sich nun um billige Seidenbänder oder um Wäsche oder um blitzende Ringlein handelt. Aber es ist so aufregend, in den Waren wühlen zu können.

Ja — und dann ist Annemarie hinzugekommen.

Gerade in die große Leuteküche, wo der ganze Handel sich abzuspielen pflegt. Ein sächsischer Händler ist da, hat sie gehört. Und eine kleine Unruhe pocht in ihrer Brust.

Der Händler macht einen Kratzfuß, als er das junge Mädchen sieht, und er braucht nicht sonderlich gute Ohren zu haben, um bald zu wissen, daß dies die Tochter des Hauses ist.

Da kneift er denn plötzlich ein Auge zu. Und da er sonst schon häßlich genug ist, sieht er nun aus wie eine leibhaftige Kaulquappe. Er steht neben Annemarie, um ihr den Inhalt seiner Koffer und Packen zu zeigen, der in malerischer Unordnung auf Stühlen und Tischen herumliegt.

„Kaufen Sie e Tüchlein, Baroneß? E feines Seidentüchlein aus Chemnitz. Wie e Hauch is das, Baroneß — wie e Frühlingshauch. Süperb und scharmant mit Rosen bestickt auf Wiener Art."

Dabei fingert der Kerl schon am Tuch herum und läßt es ausgebreitet auf den Handflächen flattern, als wehe ein Frühlingswind um seine Zipfel. Und hat ein Gesicht dabei, just wie ein Magier aus dem Ägypterland.

Das Gesinde sucht schon wieder auf den andern Stühlen herum und läßt die beiden allein. Und da drückt der Händler das Tüchlein Annemarie fest in die Hand und flüstert dabei:

„Nehmen Se, Baroneß, es is was drin — reingezaubert — hihi — von einem jungen Offizier aus Sachsen — Jägerlitzen vom freiwilligen Korps — bezahlt is es schon. Geschenk des Herrn Offiziers, der mir auf die Seel' gebunden hat, das Brieflein und das Tüchlein gut abzuliefern, wenn ich in die Gegend komm'."

Annemarie steht wie mit Blut übergossen da.

Der Alte kichert in sich hinein, und ehe Annemarie noch etwas erwidern kann, hat er sich schon wieder den Mägden zugewendet und läßt eine neue Tirade vom Stapel, mit der er ihre Aufmerksamkeit fesselt.

Annemarie läuft aus der Küche.

Das Seidentuch unter den Arm gepreßt. Bis zum Halse schlägt ihr das Herz. Hinauf in ihr Zimmer. Das Tuch gegen die Wangen gepreßt. So weich wie Manfreds Fell ist es. So weich und warm.

Das Brieflein darunter knistert. Das Brieflein brennt. Das Brieflein spricht — leise und leise — wie mit Wilhelms Stimme.

Da läuft sie hinaus — wieder ins Freie — zum Brunnen hin, zur Linde.

*

„Wenn Du den Brief liest, Liebste, hast Du auch das seidene Halstuch erhalten, dann hat der Handelsmann seinen Auftrag richtig ausgeführt", so steht da. „Trag es an den kühlen Abenden, die nun auch bei Euch über dem Dorf liegen werden.

Wir stehen mitten im Sachsenland. Bei Leipzig braut sich's zusammen. Napoleon setzt alles auf eine Karte. Und wir setzen alles auf die Spitze unseres gerechten Schwertes. In den nächsten Tagen muß es drauf und dran gehen, da gibt es kein Ausweichen mehr. Gebe Gott, daß der Feldzug im Winter vorbei ist. Hier ist jeder Mann willens, ihn zu beenden, so schnell es geht. Aber jeder Mann weiß auch, daß es niemals ein freies Preußen geben wird, wenn wir nicht siegen. Wir werden siegen, Annemarie!

Das ist so gut wie das Amen in der Kirche!

Wir wissen alle, es werden böse und schwere Tage werden. Tage voll Blut und Gebrüll und letzter Entscheidung. Wir zittern nicht, wir haben keine Angst davor, denn was kann uns allen schon andres geschehen, als daß wir für die Freiheit gen Himmel fahren. Aber es wäre gut, Annemarie, wenn Du für mich betest. Beten ist noch immer gut gewesen. Für mich und den Manfred!

Ach, Du — der Manfred! Darum habe ich Dir auch ein weißes Seidentuch ausgesucht, mit Wiener Rosenranken. Denke Dir, daß es von Manfred kommt, der so tapfer und ausdauernd und fröhlich ist wie ein richtiger freiwilliger Jäger.

Wir liegen hier wieder im Biwak. Die Feuer brennen. Ich hab' Lagerpatrouille und sitze auf einem schönen Faß, das heute am Tage noch voll gewesen ist. Und da schreibe ich nun, und ich denke, daß ich einmal auf einer Bank unter einer Linde gesessen habe und einen roten Mund flüstern hörte.

Wie lange ist das her, Annemarie? Herrgott, wie lange ist das her?

Es ist eine Zeit, in der man das Rechnen verlernt. Zahlen gelten nicht mehr. Wochen gelten nicht mehr wie ein Tag. Die Ereignisse überstürzen sich, das Erleben ist herrlich und schön. Es ist eine berauschende Zeit, und es ist eine Zeit, in der man sein Herz verliert, so oder so.

Annemarie — ich bin bei Dir mit allen meinen Gedanken!

Annemarie — ich sehe Dich im Walde hinter dem Repkowhof Blumen pflücken und Beeren sammeln. Birke im Wind! Birke im Wind! Und das Bächlein rieselt durch die Stille — hörst Du es noch? Und der Regen plätschert auf die Blätter, und wir stehen unter der alten Buche im Walde.

Annemarie — es wird eine Zeit geben, wo das alles vergessen ist. Es wird eine Zeit sein, wo ich wieder da bin — im Repkowhof, im Garten hinter dem Hause, am Brunnen vor dem Tore, unter der alten Linde, bei Dir — nur bei Dir!

Annemarie, es wird eine Zeit sein, wo Preußen frei ist! Wo die Welt in Frieden träumt und sich wiegt, wo Kühe auf den Weiden liegen und die Vögel wieder singen: Halleluja — wir lobpreisen den Herrn!

Für diese Zeit kämpfen wir hier.

Hörst du mein Schwert klingen?

Es grüßt Dich Dein Wilhelm."

Sechstes Kapitel.

Nun — noch singen andere Vögel, und ihr Gesang klingt nicht nach Lobpreisung, sondern nach Stahl und Eisen. Es sind kleine, stählerne Vögel, die da durch die Luft schießen, und wo sie hintreffen, gibt's ein fatales Loch. Es ist nicht ratsam, den Kopf hinzuhalten.

Seit zwei Tagen tobt die Schlacht um Leipzig.

Das donnert hier anders als bei Großbeeren oder Dennewitz, Teufel noch eins! Das ist wie ein Hexenkessel, in dem es gefährlich rumort und brennt. Man weiß noch nicht recht, was für ein Gericht bei diesem Höllenfeuer herauskommen wird. Aber am dritten Tage weiß man: Es ist doch kein Hexenkessel, es ist ein Wurstkessel, in dem der Franzmann sitzt.

Und dann ist die Schlacht vorbei. Trompeten schmettern Sieg, Sieg, Trompeten schmettern zum Sammeln, Trompeten blasen zum Rückzug, und die maroden Kolonnen der französischen Armee schleppen sich gen Westen, dem rettenden Rhein entgegen.

Der große Korse zieht sich in seine Höhle zurück. Mag er sich auch hier und da noch verzweifelt wehren, es hilft ihm nichts, die deutschen Besen kehren unerbittlich aus.

Kalt weht die Oktoberluft, bald wird Winter sein. In Leipzig feiern die Sieger. Der Korse aber weiß: Waffenstillstand, der erste, den er selber in seinem Leben angeboten hätte, oder weiterkämpfen auf französischem Boden!

Zeit gewinnen, Zeit gewinnen!

*

Das ist ja nun nach dem Schlachtenlärm und den Märschen und Erregungen der letzten Wochen ein herrliches Ausruhen. Für die Mannschaften sowohl als für die Offiziere. Man darf so langsam den Bauchriemen wieder etwas lockern, denn nach dem großen Siege von Leipzig ist es mit der Menage wieder vortrefflich bestellt. Bürger und Bauern schleppen reichlich heran, und das ist auch nur in der Ordnung so. So viele von den Kameraden hat die Schlacht gefressen, Teufel, Teufel — aber selber lebt man! Man lebt! Man wird noch die neue Freiheit erleben! —

Kein Wunder, wenn's auch in den kleinen Offiziersmessen in den vielen Dörfern rings um die Stadt hoch zugeht, überall sind ja die Regimenter einquartiert. Österreichische, russische, preußische Soldaten liegen da durcheinander, Dragoner, freiwillige Jäger, Artillerie, Infanterie — eine große kriegerische und frisch-fröhliche Gemeinschaft.

Wilhelm Müller reitet auf Manfred die Dorfstraße entlang, der Messe zu, die man im Dorfwirtshaus eingerichtet hat. Er hat sein Quartier außerhalb des Dorfes. Und Manfred tut ein bißchen Bewegung not. Er ist sowieso an seinen Herrn so gewöhnt, daß er nicht gern

allein zu Hause im Stall bleibt. Und daß der Herr um die Abendzeit immer fort ist, weiß er schon — dann ist er nicht gerade nett zu dem Burschen, der ihn zu betreuen hat.

Ja, Abends ist immer etwas los im Wirtshaus, das einige sogar schon großspurig Kasino nennen. Man hat da schon einige Kommilitonen von früher getroffen, die auch inzwischen Offiziere geworden sind. Und ein bißchen Fröhlichkeit nach den letzten blutigen Wochen kann ja wohl nichts schaden. Man trinkt dann, plaudert, erörtert die Möglichkeit eines nahen Friedensschlusses und singt die neuen Kriegslieder von Ernst Moritz Arndt oder dem Leutnant und Dichter Theodor Körner, der viel zu früh ins Gras beißen mußte. Es sind begeisterte, leidenschaftliche und schöne Stunden.

Heute sind weniger Kameraden da als sonst. Das macht vielleicht das kalte Wetter draußen, in dem schon etwas winterlicher Frost klingt.

Wilhelm Müller stellt sein Pferd im Stall ein, sorgt dafür, daß ihm gehörig in die Krippe getan wird, und begibt sich dann ins Haus. Der Hauptmann Köckeritz spielt mit zwei Kameraden Karten, ein Oberst langweilt sich allein bei einer Flasche Rotwein, und ein Major von der Garde läßt sich von einigen österreichischen Leutnants, die wie aus dem Ei gepellt aussehen, saftige Witze erzählen und erstickt fast vor Lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mann mit einem netten Lächeln.

Heitere Skizze von **Norbert Western.**

Doriths Vater besaß in Luzern eine Villa, weit draußen am Rande der Stadt. Jeden Morgen fuhr das Mädchen zum Markt, um für den väterlichen Haushalt einzukaufen, und jedesmal kehrte sie für ein Viertelstündchen in der kleinen, freundlichen Konditorei ein, die dem Marktplatz gegenüber lag.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß junge, frische Mädchen im Alter von siebzehn Jahren einen unbändigen Appetit auf Schlagsahne mit Zwetschenkuchen entwickeln, und dieser Grund allein würde genügt haben, um das tägliche Erscheinen Doriths in der kleinen Konditorei zu erklären. Es gab aber noch etwas anderes . . .

Dorith hatte bemerkt, daß ihr seit etwa vierzehn Tagen ein Herr folgte. Ob ein schlanker, dunkelhaariger, bestimmt gut erzogener junger Herr, der es kaum wagte, zu Doriths Tisch herüberzublicken, und der jedesmal verlegen in einer Zeitung las, wenn sie ihren Jungmädchenblick hinüberschweifen ließ.

Dorith entdeckte, daß er ihr allenthalben folgte. Verließ sie die kleine Konditorei, so trat er kurz nach ihr ebenfalls auf die Gasse. Schlenderte sie durch ein Kaufhaus, so harrte er dann bestimmt vor dem Eingang und betrachtete aufmerksam das große, bunte Schaufenster.

Seit einigen Tagen folgte er ihr sogar bis nach draußen, zur Villa des Vaters. Dorith hatte es wohl bemerkt, obwohl er sich geschickt benahm und unterwegs immer so tat, als ginge er nur zufällig durch diese Straßen.

Dorith wußte selbst nicht, was sie an diesem jungen Mann fesselte? War es sein Äußeres? Das allein wohl kaum! War es sein Blick, der etwas schwermütig aus weitgeöffnetem Augenpaar drang? Dorith, die mit ihren siebzehn Jahren noch nicht viel vom Leben wußte, seufzte darüber, daß sie keine Klarheit gewinnen konnte. Auf einmal zog es hell über ihre Züge — sie hatte es entdeckt! Das Lächeln war es, das nette, offene, überzeugende Lächeln des jungen Mannes! Dorith hatte, außer im Film, noch nie einen Mann gesehen, der so bezaubernd zu lächeln verstand. Darum also nahm sie es ihm nicht übel, daß er ihr Tag für Tag folgte . . .

Eine wundervolle Luft lag über Luzern. Man kam sich vor wie mitten im Frühling. War eigentlich nicht immer Frühling in Luzern? Doriths Herz hämmerte in wildem Takt, als sie eines Nachmittags aus dem Fenster blickte und entdeckte, daß der junge Herr gerade seinen Zeigefinger auf den Druckknopf der Hausklingel legte.

Rrrrr... Dorith fühlte, wie ihr Herz still stand. Was sollte sie beginnen? Vater war nicht zu Hause, und die Stütze hatte heute Ausgang. Wieder ertönte das Zeichen — rrrr... Es klang gar nicht einmal unangenehm, man mochte sagen unaufdringlich, in vornehmer Zurückhaltung, und nicht so wie das schrille Klingeln der Landbriefträger, die niemals die Zeit erwarten konnten. Dorith öffnete.

„Verzeihen Sie!" Der junge Mann stand unbeholfen in der Tür und drehte verlegen seinen Hut zwischen den Fingern. „Sie werden vielleicht bemerkt haben, gnädiges Fräulein, daß ich seit einigen Tagen versuche, Ihre Aufmerksamkeit zu wecken, um die Erlaubnis zu bekommen, einige Worte zu Ihnen sprechen zu dürfen. Ich — ich — habe Ihnen etwas zu sagen."

„Treten Sie näher!" sagte Dorith mit ganz leiser Stimme. „Nehmen Sie bitte Platz. Mein Vater ist nicht zu Hause."

„Oh, das ist aber schade", sagte der junge Mann. „Ich hätte so herzlich gern heute mit Ihrem Herrn Papa gesprochen."

Er will mit Papa reden, jubelte Dorith innerlich, und ihr Herz tat einen mächtigen Sprung. Er will mit Papa reden! Hatte sie nicht jeden Tag diesen Augenblick ersehnt, seitdem sie in ihrem Roman las, wie der Verehrer kurzerhand den Vater der Geliebten aufsuchte, um ihn um die Hand seiner goldblonden Tochter zu bitten? Jetzt war der Ritter gekommen, der Dornröschen aus dem Schlaf wecken wollte — er wollte mit Papa reden!

„Papa kommt leider erst heute abend wieder", stammelte sie. Der junge Mann wurde rot. „Wie bedauerlich!" sagte er. „Ich hatte bereits kürzlich schon einmal mit ihm gesprochen."

„Wie — — Sie haben schon einmal mit Papa geredet?" Dorith konnte es gar nicht fassen. „Was hat er denn gesagt?"

„Oh, er zeigte sich leider sehr zurückhaltend und wollte das Vorteilhafte meines Angebots durchaus nicht einsehen", antwortete der Herr mit dem netten Lächeln. „Ich dachte, daß Sie mir helfen würden, gnädiges Fräulein."

„Vorteilhaftes Angebot? Sie haben einen merkwürdigen Ton, mein Herr", bemerkte Dorith, merklich kühler werdend. „Man sollte meinen, Sie handeln mit Staubsaugern." Sie spürte, wie ihr eine Träne in die Augen trat.

„Staubsauger???" — Dorith begriff mit einem Schlage, daß sie einen ungeheuerlichen Mißgriff getan hatte. Ein brennendes Rot zeichnete sich auf den Wangen des netten jungen Mannes ab. Sie machte sich Vorwürfe. Sie hätte doch gleich sehen sollen, daß er ganz andere Absichten hatte. „Staubsauger?" sagte der junge Mann noch einmal und schüttelte seinen Kopf.

„Können Sie mir verzeihen?" rief Dorith und streckte ihm ihre Rechte hin. „Habe ich Sie gekränkt? Es lag bestimmt nicht in meiner Absicht.

„Nein", sagte der junge Herr mit dem netten Lächeln, „Sie haben mich durchaus nicht gekränkt, gnädiges Fräulein. Ich war nur gekommen, damit Sie ein Wort für mich bei Ihrem Herrn Papa einlegen. Aber Staubsauger verkaufen? Wie kommen Sie darauf?"

„Ich weiß es selbst nicht", stammelte Dorith. „Es war eine dumme Bemerkung von mir."

„Ich habe noch nie in meinem Leben Staubsauger verkauft!" sagte der junge Mann und erhob sich, um seinen Hut aufzusetzen. „Im Gegenteil, ich glaubte immer stolz darauf sein zu dürfen, der bekannteste Verkäufer für Radioapparate in der Schweiz zu sein — —"

Dorith sah zum Himmel empor. Ein kalter Wind trieb die Blätter über die Dächer; ein unangenehmer Regen begann herniederzupeitschen. Nein, es war wohl doch nicht Frühling in Luzern. Offensichtlich kam der Frühling nicht zu einer Siebzehnjährigen. Und seitdem steht der kleine runde Tisch in der Konditorei am Marktplatz um die Mittagszeit leer. Niemand ahnt, warum — nur die siebzehnjährige Dorith und der Herr mit dem netten Lächeln wissen davon.

Fritz Reuter-Anekdoten.

„Charles douze".

Fritz Reuter besaß als Rostocker Pennäler den Spitznamen „Charles douze", den er erhalten hatte, weil er sich etwas prahlerisch rühmte, den „Charles douze" von Voltaire bereits gelesen zu haben. Auch später noch, nach der „Festungszeit" nannten die Freunde den Dichter mündlich und brieflich ihren „Karl Duß", etwas ins Mecklenburgische abgewandelt.

Der Bier-Reuter.

Fritz Reuter begann seine akademische Karriere als Student in Jena, wo er sich einen anderen Spitznamen verdiente, den „Bier-Reuter". Reuter stammte nämlich aus dem Hause eines Bierbrauers und Bürgermeisters und konnte damals ganz unglaubliche Mengen des Gerstensaftes vertilgen. Leider wurde ihm der Ruf „Bier-Reuter" zum Verhängnis. Als in der Sylvesternacht ein Studentenskandal vorkam, bei dem einige angetrunkene Musensöhne in das Haus des Amtsmanns eingedrungen waren, sagten die Pedelle unter Diensteid aus, sie hätten den großen mecklenburgischen „Bier-Reuter" bestimmt unter dem randalierenden Haufen gesehen. Die Folge war der erste Steckbrief gegen den Studenten.

Das Testament.

Reuter hat unter seiner mehr oder minder großen Trunksucht, die von bestimmter Seite übrigens erheblich aufgebauscht worden ist, sehr gelitten. Am schwersten traf ihn das Testament seines eigenen Vaters, der verfügte, daß seinem Fritz das väterliche Erbteil nur ausgezahlt werden dürfe, wenn er sich drei Jahre lang des Trinkens enthalte. Reuter war bitter gekränkt über diese Diffamierung durch den Vater — — aber seinen Schoppen gewöhnte er sich deswegen doch nicht ab.

„Die Strafe des Beils".

Am 4. August 1836 wurde Fritz Reuter wegen Aufruhr und Hochverrat zum Tode verurteilt: „In Betracht der Inquisit nichts getan hat, was unmittelbar und zunächst den Umsturz des preußischen Staates bezweckt hatte, hat gegen den Inquisiten wegen Teilnahme an einer Verbindung und wegen Beleidigung Seiner Majestät nur auf die einfache Todesstrafe, die Strafe des Beils, erkannt werden müssen." Der Gefängnisdirektor wagte es jedoch erst ein halbes Jahr später, nach Eintreffen der Begnadigung zu 30 Jahren Festungshaft, dieses Urteil dem jungen Studenten bekannt zu geben.

Ut de Festungstied.

Die letzten Jahre von Fritz Reuters „Festungszeit" muten uns allerdings wie eine Idylle an. Er konnte ausgehen und in der Familie des Festungskommandanten, Oberstleutnant von Bülow, verkehren. Als der inhaftierte Student es jedoch wagte, der Jüngsten des Herrn von Bülow einen Liebesantrag zu machen, wurde er in seine Zelle zurückverbannt. Schließlich beschloß jedoch der „Familienrat", den lustigen Studenten wieder aufzunehmen, nachdem er einen „Revers" unterschrieben hatte: „Von jetzt an die Töchter des Oberstleutnants als völlig gleichgültig zu betrachten."

„Na, denn adjüs, Madams!"

Bald nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt wurde Reuter ein bekannter Dichter, der sich in seiner Heimat Mecklenburg vor den ältlichen Verehrerinnen seiner Dichtkunst kaum wehren konnte. Als ihm zwei dieser Damen zuriefen: „Sie stehen uns über Schiller und Goethe!" erwiderte er: „So? Na, denn adjüs, Madams!"

„Trunksucht."

Von seiner Frau ist Fritz Reuter aus dem trunkliebenden Freundeskreis seiner mecklenburgischen Heimat nach Eisenach entführt worden, um dort seine Arbeit mit etwas weniger Feuchtigkeit fortzusetzen. Kein Wunder, daß sich ganz tolle Gerüchte über seine Liebe zum Alkohol bildeten. So schrieb er eines Tages an einen Freund: „Ich trinke zuweilen mehr, als ich vertragen kann. Als Entschuldigung will ich nur anführen, daß der Humorist einer äußeren Anregung bedarf. — — Eines jedoch ist ganz gewiß, was die Welt einen „Schwiemel" nennt, das werde ich nie; denn ich komme stets zu einer baldigen Besinnung."

„Reformverein."

Wenige Monate hatte Reuter auch eine politische Rolle zu spielen, obwohl ihm das nicht sehr lag. So wählte ihn in seiner Heimatstadt der „Stavenhagener Reformverein" zu seinem Präsidenten. Schon nach einigen Wochen aber legte Reuter gegen den Protest der Mitgliedschaft seinen Posten nieder. Als man ihn fragte, warum er denn nicht sein Amt weiter behalten wolle, sagte er: „So, Kinnigs, nu will ick Jug seggen, worüm ick nich mehr mitspeelen will: Ji sid mir all tau dumm, Ji Schafsköpp!"

Hei lewet noch.

Durch eine irrtümliche Meldung der Stralsunder und Stettiner Presse wurde Fritz Reuter 16 Jahre vor seinem Hinscheiden als tot gemeldet. Er schildert den Kampf gegen diese gespenstische Meldung folgendermaßen: „Ich setze mich hin und schreibe an alle Freunde, Bekannte, Verwandte. Ich bezahle Postgeld, daß man mich dafür mit vollem Geläute hätte begraben können, ich erkläre, bestreite, beruhige; Kinder, ich bitte Euch, mein Ende ist die Ente und daß ich noch schaue der Sonne Glanz, ist der Wirklichkeit süß gebratene Gans . . . Aber nun im Ernst: Ich lebe noch."

„Ich bin nicht dod."

Der Stettiner Zeitung aber schrieb Fritz Reuter aus diesem Anlaß folgendes Gedicht:

„Jh, woans — dod? Ick denk nich dran,
Dat föllt mi gor nich in;
Ne, ne! Solang ick leben kann,
Will ick nich begraben sien."

Der letzte Augenblick.

Schließlich kam der fälschlich angesagte „Freund Hein" doch zu dem Dichter und zwar noch vor dem 60. Lebensjahr, da Reuters Körper durch die Festungszeit und durch seine Freude am Trinken doch zu schwer mitgenommen war. Er ging trotzdem mit frohen Gedanken aus dem Leben und sagte, wenige Augenblicke vor dem Ende zu seiner Frau: „O Lowising, es wäre doch schön, wenn meine Bücher mich überdauerten!"



Bunte Chronik



Der ersehnte Tod.

Mit einem eigenartigen Gesuch der 34jährigen Krankenpflegerin Ann Becker hatte sich die Ärztegesellschaft des nordamerikanischen Staates Erie zu beschäftigen. Miß Becker hatte bei einem Autounfall im Jahre 1933 schwere Verletzungen erlitten, die sie zum Krüppel machten. Sie schreibt in ihrer Eingabe:

„Ich bin nicht nur eine Last für mich selbst, sondern auch für meine Freunde. Ich habe kein Geld, um meine Mahlzeiten zu bezahlen und muß von meinen Freunden ausgehalten werden. Meine Entscheidung zu sterben wurde nicht übereilig gemacht. 749 furchtbare Tage seit dem Unfall habe ich über den Tod nachgedacht. Ich hätte schon früher Selbstmord verübt, wenn ich den Mut hierzu aufgebracht hätte. Die meisten Verletzungen, die ich erlitten habe, sind, wie der Arzt sagt, unheilbar. Ich leide furchtbare Schmerzen und habe nichts, wofür ich leben könnte. Ich wünsche zu sterben. Ein guter Arzt könnte mich sicher mit weniger Schmerzen töten, als ich in einer einzigen Stunde auszustehen habe."

Die Ärztegesellschaft beantwortete diese flehentliche Bitte um den Tod mit einer Ablehnung, da das Ersuchen der Unglücklichen den Gesetzen widerspricht. Miß Becker wurde nach dem Unfall eine Rente von 5000 Dollar gerichtlich zugesprochen, aber die zuständige Versicherungsgesellschaft meldete Konkurs an, und Miß Becker erhielt nichts.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.